

A 11564.

Jugendtage einer Deutsch-Balitin

Aus den Lebenserinnerungen

von

Monika Hunnius



Kranz-Bücherei · Heft 154

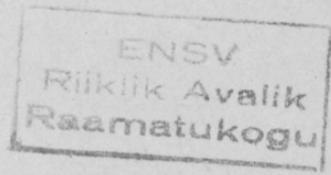
A 11564. VII ~~12a~~. 212

Jugendtage einer Deutsch-Baltein

Aus den Lebenserinnerungen

von

Monika Hunnius



Lw. 604



Kranz-Bücherei Heft 154

Berlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.

1929

Ar 929
Hunnius

EESTI
RAHVUSRAAMATUKOGU
AR

137 434



Mit freundlicher Erlaubnis der Verfasserin und des Verlags entnommen aus:
Monika Hunnius, Mein Weg zur Kunst. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn a. N.

Meine Kindheit

Als ich geboren war, schrie ich Tag und Nacht zum Entsetzen meiner Familie. Meine Mutter wurde durch das fortwährende Geschrei ganz nervös und weinte.

„Was wird das für ein Kind?“ meinte seufzend unsere alte russische Wärterin. Mein Großvater aber, der Kinderarzt war, sagte: „Sie wird eine Sängerin, laßt sie schreien!“

*

Die ersten Anfänge meiner musikalischen Erziehung fallen in eine sehr frühe Zeit meines Lebens. Als ich so klein war, daß ich noch nicht sprechen konnte, begann mein erster Gesangunterricht. Ich saß auf meiner Mutter Schoß, die mir Löne vorsang, wobei sie ein Stückchen Zucker in der Hand hielt. Bald begriff ich, daß dieses Stückchen Zucker nur dann in meinen sehnsüchtigen kleinen Mund gelangte, wenn ich Laute von mir gab, welche allmählich zu richtigen Tönen wurden.

Bei der Geburt eines jeden Kindes bestimmte meine Mutter die Stimmelage, in der es einmal singen sollte. Ihr Traum war, unter ihren Kindern ein Gesangquartett zu haben, wobei ich den Alt übernehmen sollte. Alles in unserem Hause wurde mit Gesang begleitet: unser Aufstehen und unser Schlafengehen, unsere Spiele, unsere Leiden und unsere Freuden.

Als ich so groß war, daß ich mit der Nase über die Lasten des Flügels reichte, sagte meine Mutter: „Nun bist du groß genug dazu, nun mußt du die zweite Stimme singen!“ Und ich sang sie, zuerst eine Oktave tiefer als die anderen Stimmen; das verbot mir aber meine Mutter.

Oft versammelte sie uns um ihren Flügel, wo sie mit uns sang. Mein Lieblingslied war: „Die Katz sitzt auf der Mauer“, das konnte ich nie laut genug singen, was meine Mutter rügte; ich sollte mich nicht vordrängen, sagte sie.

Zu den schönsten Erinnerungen aus meiner frühesten Kindheit gehört das Singen in der Dämmerstunde, wenn unsere Kirchenglocken den Sonntag einläuteten. Tief und dunkel klangen sie, und wenn sie schwiegen, sangen wir, um meine Mutter geschart: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh.“ Unsere Mutter sang mit ihrem tiefen, weichen Alt die dritte Stimme dazu, und noch höre ich den schönen Ausdruck, mit dem sie sang:

„Nein, nein, hier ist sie nicht!

Die Heimat der Seele ist droben im Licht.“

Durch meine Mutter lernten wir alle schon früh unsere wunderbaren deutschen Lieder kennen. Ich kann mich gar nicht besinnen, daß ich jemals die „Müllerlieder“, „Frauenliebe und -leben“ und „Die Winterreise“ gelernt hätte. Ich habe sie immer gekannt; sie gehörten zu mir wie mein Leben und Atmen. Ich sang sie oft bei meinen Spielen. Einmal sang ich, an meinem Kindertischchen sitzend, bei einem trüben Talglicht mit heller Stimme „die Klage der Peri“ von Schumann.

„Wie glücklich sie wandeln,
die seligen Geister,
im Dufte der Blumen,
die nimmer verblühn.“

Meine Mutter hörte mich und kam in ihrer stürmischen Art schnell zu mir herein:

„Wer singt da?“ fragte sie.

„Ich“, sagte ich erschrocken und kläglich.

„Wo hast du's her?“ fragte sie.

„Aber du hast es doch gesungen.“

„Sing's gleich noch einmal!“

Aber ich weinte und konnte es nicht.

„Du bist ein ganz dummes Kind“, sagte sie ärgerlich; „siehst du denn nicht, daß ich mich freue?“

Jeden Morgen beim Ankleiden sang ich eine Art Lobgesang, und ich fühle noch jetzt die Bonneschauer, die mich beim Klang meiner eigenen Stimme überrieselten. Worte und Melodie hatte ich selbst zusammengestellt: „Halleluja, gelobt sei Jesus Christus. Hosanna in der Höh!“

Ich sang so laut, daß meine alte russische Wärterin kopfschüttelnd sagte: „Mein Gott, mein Gott, diese Stimme! Schrei doch nicht so laut, du weckst ja die Kleinen.“

Meine Mutter hatte nie Musikunterricht gehabt; was sie konnte, hatte der liebe Gott sie gelehrt. Sie hatte ein feines Ohr für Klang und ein starkes Empfinden für Schönheit. Sie erlaubte mir nie, gellend zu singen oder zu schreien. „Sing immer so, daß es hübsch klingt“, sagte sie. So wurde mein Gefühl für die Schönheit des Klanges früh erzogen. Der Begriff Musik war mir von Gesang untrennbar, das Klavier interessierte mich wenig.

Ich glaube, ich muß sieben Jahre alt gewesen sein, als ich die ersten richtigen Klavierstunden bekam. Meine Lehrerin hieß Kathi, war eine Freundin unseres Hauses und wurde von uns heiß geliebt.

Aber es war merkwürdig: gleich in der ersten Stunde veränderte sie sich und wurde für mich ein ganz neuer und schrecklicher Mensch. Sie sprach mit einer fremden Stimme und verlangte Dinge von mir, die ich nicht begriff. Ich sollte „üben“ und wußte nicht wie. Nach einigen angstvollen Versuchen meinerseits, zu ergründen, was sie eigentlich von mir wollte, versteinerte ich mich innerlich und tat nichts.

Mein Übungsklavier stand im oberen Stock in einem Zimmer, das von einer Witwe, Frau Lamissar, und deren fünf Kindern bewohnt wurde. Mein Vater, der damals schwer krank war, durfte keinen Ton hören, und meine Mutter hatte keine Zeit, mich zu beaufsichtigen. Ich mußte um eine bestimmte Stunde ans Klavier gehen; was ich da tat, war meine Sache. Es ging hoch dabei her. Bei meinem Erscheinen umringte mich sofort die Familie Lamissar voll glühender Bewunderung. Ich dachte keinen Augenblick daran, meine „Klavierschule“ aufzuschlagen, die nur unfassliche schwarze Punkte enthielt, die sinnlos auf Linien umherkletterten. Ich erging mich in freien Phantasien, und manchmal sang ich sogar dazu. Ob Gesang und Begleitung miteinander übereinstimmten, weiß ich nicht, glaube es aber keinesfalls. Doch die uneingeschränkte Anerkennung, die ich genoß, erhob mich über mich selbst. Schrecklich aber war's, wenn der Tag der Klavierstunde nahte. Alles ging soweit gut, bis ich vor der kleinen, eisenbeschlagenen Tür stand, die zur Hintertreppe von Kathis Wohnung führte. Sie erschien mir wie die Tür zur ewigen Verdammnis. Mein Gewissen schrie laut in mir, bis dahin hatte es in festem Schlafe geruht. Langsam stieg ich die Treppe empor, mit wilder Angst nach einer Erinnerung suchend, ob ich nicht wenigstens einmal die „Klavierschule“ aufgeschlagen und meine Aufgabe geübt hätte. Aber unerbittlich stand die Wahrheit vor mir, ich hatte es kein einziges Mal getan.

Kathis erste mit strenger Stimme gestellte Frage lautete: „Hast du geübt?“

„Nein“, stieß ich hervor, und meine Tränen begannen zu fließen. Nun kam die Schelte. Ich weinte nicht mehr, ich schrie in meiner Angst laut, so daß Kathi die Türen schloß, damit mein Gebrüll nicht ihre Familie erschreckte. Und dann kamen wieder Erklärungen, die ich nicht begriff, und das wilde Auflehnen in mir gegen die fürchterliche Musik, die hier so ganz anders war, als wenn ich zu Hause das „Sehnsuchtslied der Peri“ sang, oder wenn wir im Dämmern mit Mutter geistliche Volkslieder anstimmten.

So ging es eine Weile, bis Kathi erklärte, ich sei so verstockt und faul, daß sie mit mir nichts anfangen könnte. Ich wurde von meiner

Mutter sehr streng vermahnt, versprach mich zu bessern, obgleich ich es mir nicht vorstellen konnte, wie ich es machen sollte, und wurde dann zu Frau Ködder gebracht, der Frau unseres Stadtorganisten. Sie war eine runde, lustige Frau mit einer hellen, freundlichen Stimme, die mit einem Schlage meine ganze Seele in ihre Hand bekam. Ich begriff plötzlich alles. Jede Stunde brachte neue Offenbarungen. In ihre Zimmer voll Sonne und Blumen kam ich mit frohem Herzen. Das feste Zutrauen dieser liebevollen, warmen Seele zu allem, was gut in mir war, öffnete mein Herz weit. Ich liebte sie und hätte sie nicht enttäuschen können. Ich machte plötzlich große Fortschritte; denn sie lehrte mich, wie ich zu Hause üben mußte, und ich übte nun mit Freuden. Und wenn ich meine kleinen Musikstücke auswendig und fehlerlos in der Stunde vorgespielt hatte, dann rief sie mit heller Stimme nach Mann und Söhnen:

„Kommt und hört, wie die kleine Mona spielt!“

Und sie kamen und mußten sich als richtige Zuhörer hinsetzen. Stolz und selig saß ich da mit meinen spiegelblank geflochtenen Zöpfen, mit baumelnden Beinchen auf dem hohen Klavierstuhl, zählte laut und spielte der aufhorchenden Familie meine kleinen Stücke vor. Ja, das war wohl etwas ganz anderes als die Erfolge bei der Familie Lamissar. War es besonders gut gegangen, durfte ich vorsingen: „Die Katz sitzt auf der Mauer“ und „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn“. Das letztere sang ich mit besonderem Entzücken und großer innerer Bewegung. Frau Ködder, die mich begleitete, strich mir dann liebevoll übers Haar. Einmal sah ich zu meinem großen Erstaunen, daß sie dabei Tränen in den Augen hatte.

„Kind, aus dir wird noch was“, sagte sie, und mir war's, als wüchsen mir Flügel.

Der Tod meines Vaters machte diesem schönen, freudigen Arbeiten ein Ende; ich war damals neun Jahre alt; wir mußten Narva verlassen und siedelten nach Riga über.

Ich erlebte noch eine große musikalische Ehrung vor meiner Abreise. Ich durfte vor der ganzen Schule in der letzten Gesangsstunde ein Abschiedslied singen. Unser alter Gesanglehrer begleitete mich. Ich hatte mein Lied selbst gewählt und sang: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn.“ Ich war begeistert und sang, so laut ich irgend konnte, ohne Scheu alle Verse, ich schenkte meinen Zuhörern nichts. Beim letzten Vers:

„O armes Herz, was trauerst du,
du auch gehst dereinst zur Ruh!“

fühlte ich, wie Tränen der Seligkeit in meine Augen traten, denn meine Stimme klang hell und schwingend durch den großen Raum. Als ich geendet hatte, stand mein alter Lehrer auf und legte die Hände segnend auf mein kleines Haupt:

„Gott segne deine Silberstimme,“ sagte er bewegt, „gebrauche sie zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen.“

Stolz und beseligt ging ich heim und erzählte alles meiner Mutter.

„Eine Stimme ist ein großes Geschenk vom lieben Gott“, sagte sie, „bilde dir nur nie etwas darauf ein, sonst verdirbst du dir dies schöne Gottesgeschenk.“

Mein erster Gesangunterricht

Mit achtzehn Jahren durfte ich endlich mit meinen heißersehnten Singstunden beginnen. Die beiden Hauptgesanglehrer Nigas waren ein Kapellmeister, der selbst nicht zu singen verstand und eine frühere Opernsängerin. Sie hatte eine wunderschöne Stimme gehabt, hatte aber eine ganz ergreifende Ahnungslosigkeit von der Gesangkunst. Meine Mutter wählte für mich die Opernsängerin.

Es war ein feierlicher Augenblick, als ich vor ihr stand. Sie war klein, dick und blond, musterte mich von oben bis unten und machte eine Bemerkung über meine blonden Zöpfe, die sie viel „zu lang“ fand. Diese Bemerkung störte mir die Weihe des Augenblickes. Meine Mutter sagte die denkwürdigen Worte:

„Bitte, lehren Sie meine Tochter keine Kunst, lehren Sie sie nichts weiter, als unsere schönen deutschen Lieder schön singen“, was meine zukünftige Lehrerin beides bereitwillig versprach. Ihr erstes Versprechen hielt sie jedenfalls getreulich; denn ahnungsloser als sie konnte man einer Kunst nicht gegenüberstehen. Was das zweite Versprechen betraf — das konnte sie nicht einlösen.

In den zwei ersten Stunden sang ich Töne, vollständig sinnlos, und Tonleitern, in denen alle Töne übereinander stürzten, was ich alles recht langweilig fand. In der dritten Stunde fragte ich, ob ich nicht ein Lied singen könnte, denn dazu war ich ja da. Sie war sofort zu allem bereit und wählte „O du klarblauer Himmel“ von Silcher. Sie sang es mir vor.

„Nun singen Sie es nach“, sagte sie, und es gelang mir so gut, sie nachzuahmen, daß sie lachte und mich sehr lobte.

Es ging in meinen Singstunden bald unglaublich her. Ich sang nur Lieder wie den „Erkönig“, den „Doppelgänger“ von Schubert und Loewesche Balladen, kurz, ich machte mich an Aufgaben, an die sich

große Künstler auf der Höhe ihrer Laufbahn nur mit Scheu und Bangen wagen. Da, eines Tages, ich hatte schon immer eine leise Müdigkeit in der Kehle gespürt, sang ich in der Stunde die große Edward-Ballade von Loewe. Bei der Stelle: „Ich habe geschlagen meinen Vater tot, Mutter, Mutter“ brach meine Stimme plötzlich schrill ab, ich konnte keinen Laut hervorbringen. Meine Lehrerin wurde sehr ärgerlich.

„Das kommt davon!“ sagte sie; aber was sie damit meinte, erklärte sie nicht weiter. Auch meine Mutter war ärgerlich. Es wurde beschlossen, ich solle ein paar Stunden pausieren.

Unser Hausarzt, dem ich vorgestellt wurde, meinte:

„Die Stimme ist kaput, das ist klar. Aber jede Stimme wird kaput, wenn sie erst in die Hände von Gesanglehrern kommt.“

Ich versuchte ein paarmal zu singen, aber meine Stimme gab nur einen schwachen, zitternden Laut her. Da ging ich zu meiner Lehrerin, um ihr die Gesangstunden abzusagen, worauf sie aber nicht einging.

„Die Stunden sind bezahlt und müssen genommen werden“, sagte sie. So stellte ich mich denn gehorsam wieder zu den Stunden ein, doch mußte ich sie sofort wieder aufgeben, es ging mit dem Singen nicht mehr. —

Fast ein Jahr war meine Stimme fort; da kam eine Gesanglehrerin aus Berlin nach Riga. Sie hatte von mir gehört und sich in den Kopf gesetzt, mich zu unterrichten. Mit der ganzen Wucht ihrer Persönlichkeit stürzte sie sich auf uns und ruhte nicht eher, als bis sie ihr Ziel erreicht hatte. Sie plagte meine Mutter so lange, bis diese mich zu einem Spezialisten brachte, bei dem ich eine Kur begann, die mir half. Bald war ich so weit, daß ich die Stunden bei ihr beginnen konnte. Sie unterrichtete mit Leidenschaft und war sehr stolz auf ihre Methode. Sie forderte viel von mir, war nie zufrieden, und das band mich fest an sie. Zum Glück ließ sie mich bald singen, wie ich wollte und überanstrengte meine Stimme wenigstens nicht, ich sang natürlich und frei heraus. Ich wurde ihr Glanzstück, das bei jeder Gelegenheit vorgeführt wurde.

Junge Künstler

In den Herbst fiel ein Konzert, das für meine ganze künstlerische Zukunft maßgebend wurde. Ich hatte immer ein unklares Ideal von der Gestaltung des Liedes in meinem Herzen getragen, aber nie hatte ich einen Sänger gehört, der es erfüllte. Nun stand es vor mir. Ich hörte in diesem Konzert Raimund von Zur-Mühlen singen; begleitet

wurde er von seinem musikalischen Zwilling Bruder — Hans Schmidt. Es waren zwei Poeten, die die Seele der Lieder erlauschten und in zarter, feiner Weise zum Klingen brachten. Dabei war alles so einfach, so selbstverständlich. Ich saß atemlos im Konzertsaal, und es war, als gingen Träume in Erfüllung. Das war es ja, was ich gesucht, so lange ich sang. Nun war es da! Sie waren beide noch sehr jung, die Künstler, nur wenig Jahre älter als ich, und der ganze Zauber der Jugend umgab sie. Ich hörte die „Dichterliebe“ von Schumann, und nie vergesse ich den Eindruck dieser Lieder. Besonders ergriff mich:

„Ich will meine Seele tauchen
in den Kelch der Lilie hinein.
Die Lilie soll klingend hauchen
ein Lied von der Liebsten mein.“

Es war so voll Blut und dabei so zart gesungen, und in der Begleitung schauerte, bebte und duftete es von fremden Blüten.

Das Konzert war zu Ende. Ich starrte immer noch auf das Podium, das leer war; ich hätte meine Seele hingeben mögen, wenn ich ins Künstlerzimmer hätte hineingehen dürfen, um ihnen zu danken. Aber das war eine Welt, die fern und hoch über mir stand, in die ich nicht hinein durfte. Meine Mutter rief mich, wir sollten heimgehen. Wie im Traume folgte ich ihr in die Garderobe; auf der Treppe begegnete mir meine Gesanglehrerin.

„So lernt man in Berlin singen,“ rief sie mir zu in ihrer lärmenden Art, „und ich werde nicht eher ruhen und rasten, bis Sie auch nach Berlin kommen und so singen lernen.“

Das schlug wie ein Feuer in meine Seele. Zum erstenmal kam mir der Gedanke: sollte ich vielleicht auch zu den Berufenen gehören? Ich konnte es nicht ertragen, jetzt heimzugehen, ich mußte die Künstler wenigstens noch einmal sehen. Ich entschlüpfte meiner Mutter und lief in den leeren Saal zurück. Ich sah sie von fern mit Bekannten reden, ich hörte Zur-Mühlen sprechen mit einer merkwürdig hellen und hohen Stimme. Ich hörte Hans Schmidt etwas sagen, worüber alles um ihn laut lachte, und dachte: das höchste Glück würde jetzt für mich sein, wenn ich mit ihnen sprechen und ihnen die Hand geben dürfte. Aber meine Mutter kam an die Tür und rief mich, sie liebte es nicht, wenn ich „unsinnig“ wurde.

Ein zweites Konzert von den beiden Künstlern wurde angekündigt. Ich hatte das Gefühl, ich müßte sterben, wenn ich das nicht anhörte. Aber meine Kasse war leer, wie immer, und es war durchaus keine Aussicht vorhanden, den Rubel zu erlangen, den das Billet kostete.

Ich faßte mir endlich ein Herz und bat meine Mutter um ein Konzertbillet. Sie wies mich voll Staunen und Entrüstung ab.

„Zwei Konzerte in einer Woche, und noch dazu von denselben Künstlern,“ sagte sie, „wie kommst du nur auf solch einen Gedanken?“

Die Sache war völlig hoffnungslos. In meiner Notlage beschloß ich zu beten: Gott möge ein Wunder geschehen lassen und mir den Eintritt in das Konzert irgendwie verschaffen oder wenigstens das Konzert verhindern. Da las ich in der Zeitung, Zur-Mühlen sei erkrankt, das Konzert fände nicht statt. Ich dachte nicht einen Augenblick an den unglücklichen Sänger, sondern war nur voller Dank, daß mein Gebet erhört war.

Erstes Konzert

Es kam mein erstes öffentliches Auftreten: ein Wohltätigkeitskonzert, bei dem ich mitwirken sollte. Meine Lehrerin war in der größten Aufregung; denn sie versprach sich einen Riesenerfolg sowohl für mich als auch für sich. —

Der Konzerttag kam heran, ich hatte nur Gedanken für meine Lieder, sonst für nichts, am wenigsten für meine Toilette, die daher ganz unbeschreiblich unschön ausfiel. Ahnungsloser als meine Mutter auf diesem Gebiet war, konnte man auch nicht leicht sein. Unjugendlich und unkonzertmäßig ausgestattet, mit glattem Scheitel, die dicken Zöpfe wie einen Kranz vielfach um den Kopf gewunden, so bestieg ich die verhängnisvollen Bretter zum erstenmal. Anfangs war ich sehr bedrückt und scheu, doch da das Publikum mich sehr freundlich begrüßte, fühlte ich mich bald wohl. Zum Schluß kam die ganze Keckheit und Lustigkeit meiner zwanzig Jahre zum Vorschein, und als ich Hans Schmidts

„Habt ihr meinen Schatz gesehen,
wenn er von den Bergen kommt?“

sang, war mir's, als stiege ich allein über die Berge, und ich jauchzte, unbekümmert um den Konzertsaal den Refrain:

„O du lieber, lieber Schatz!“

Rauschender Beifall belohnte mich, aber ich fürchte, ich betrug mich recht naturwüchsig. Anstatt mich beim Publikum zu bedanken, schüttelte ich mich vor Lachen, besann mich plötzlich, daß ich auf dem Podium war, erschrak und lief spornstreichs davon. Das Publikum lachte, klatschte und rief mich wieder zurück, denn es waren viele

Bekannte unter den Zuhörern. Irgend jemand aus dem Künstlerzimmer beförderte mich dann wieder heraus, so flog ich aufs Podium. Weil mich aber niemand gelehrt hatte, was ich da zu tun hätte, stand ich erst ratlos da, nickte dann ins Publikum und lief ins Künstlerzimmer zurück. Alles lachte, das Publikum, die Mitwirkenden, am meisten aber ich, die ich erschöpft auf einen Stuhl sank.

„War es schön?“ fragte mich meine Mutter später.

„Ich weiß es nicht“, war meine Antwort.

Meine Lehrerin aber war entrüstet über das Ganze.

„So beträgt man sich im Walde und auf der Wiese, doch nicht auf einem Konzertpodium“, sagte sie.

Sie war sehr enttäuscht über die Art meines Erfolges. Sie hatte gehofft, ich würde das Publikum „überwältigen, erschüttern“, und nun — das!

Sie unterwarf mich einer erbarmungslosen Kritik, die aber gar nicht sachlich war. Sie verspottete mich, machte mich nach, das erbitterte mich nur.

„Ich kann nicht anders sein, als ich bin“, sagte ich hartnäckig auf alle Vorwürfe.

„Sie werden nie eine Künstlerin werden“, das war der letzte Schlag, den sie gegen mich führte.

„Gräme dich nicht“, sagten die übermütigen Vettern zu Hause, „Natur geht vor Kunst.“

Amalie Joachim

Amalie Joachims Konzert in Riga war das zweite große künstlerische Ereignis in meinem Leben. Sie, die berühmteste Altistin Deutschlands, kam zu einer ganzen Reihe von Konzerten in die Ostseeprovinzen. Sie begann ihre Reise mit Riga. Es war dieselbe künstlerische Luft, die ich in ihrem Konzert atmete, wie im Konzert von Raimund von Zur-Mühlen und Hans Schmidt. Ich war wieder wie außer mir, denn sie war eine Königin in ihrem Reich. Dieses Mal war meine Mutter ebenso „unsinnig“ wie ich; mit ihrem feinen Kunstverständnis empfand sie sogleich mit hoher Begeisterung das Verwandte bei Frau Joachim.

Wir rafften unsere letzten Kopfen zusammen, denn unsere Mittel waren immer schmal, und hörten sie singen, wo sie nur auftrat. Sogar in die Nachbarstadt Mitau durfte ich fahren, um sie zu hören. In einer Kritik war einmal von ihr gesagt worden: „Wenn die Venus von Milo singen könnte, müßte sie singen wie Frau Joachim.“

Ich wurde ihr vorgestellt und lernte sie persönlich kennen. Meine Lehrerin veranstaltete eine große Feier, wo ihre Schülerinnen vorsingen mußten; den Schluß machte ich mit einigen Liedern aus der „Winterreise“. Meine Mutter hatte ein Gedicht auf Frau Joachim gemacht, das mit goldenen Lettern auf einen wunderbaren Bogen gedruckt war und ihr von einer Schülerin mit einem Blumenstrauß überreicht wurde. Alles, was Namen und Bedeutung in der Gesellschaft hatte, war eingeladen. Die Freude und Begeisterung war groß, wie es bei uns Balten bei solchen Gelegenheiten üblich war. Und als zum Schluß Frau Joachim sich erhob und eine Nummer Brahms-Lieder sang, da erreichte der Jubel seinen Höhepunkt. Ich lebte wie auf Wolken; denn ich hatte zum erstenmal in meinem Leben mit einer großen Künstlerin gesprochen und hatte ihr vorsingen dürfen, und sie hatte mir die Hand gereicht und warme, anerkennende Worte gesagt. Es sollte aber noch überwältigender für mich kommen. Frau Joachim hatte Interesse an mir und meinem Singen gewonnen, auch hatte meine Mutter mit ihrer großen Persönlichkeit einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Da sie von meiner Schwester gehört hatte, die durch ein unheilbares Leiden an den Rollstuhl gefesselt war, beschloß sie in ihrem gütigen Herzen, uns zu besuchen und meiner kranken Schwester vorzusingen. Das Ganze sollte eine Überraschung für meine Mutter sein.

Mit großer Mühe machte ich alle Vorbereitungen heimlich, den hohen Gast würdig aufzunehmen; nur meine Schwester war eingeweiht.

Ruhelos ging meine Mutter an dem Tage durchs Haus.

„Es liegt etwas in der Luft,“ sagte sie immer wieder, „es wird etwas Besonderes geschehen, ich fühle es.“

Da wurde an der Hausglocke geläutet, und ich stürzte hin, um zu öffnen. Frau Joachim mit ihrer Begleiterin und meine Lehrerin standen an der Tür. Ich sah nach meiner Mutter: mit ganz blassem Gesicht stand sie da.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu“, war das einzige, was sie sagen konnte.

Als der erste Sturm der Freude und Aufregung sich gelegt hatte, ging Frau Joachim mit ihrer Begleiterin an unseren Flügel und öffnete ihn. Sie stand da, ruhig und königlich und legte ihre Hände mit einer nur ihr eigenen Bewegung von stiller Würde ineinander. Dann hob sie den Kopf, als lauschte sie auf irgend etwas und fing an zu singen. Es war die Arie aus der Matthäuspassion.

„Erbarme dich, mein Gott, um meiner Tränen willen“, und ich

dachte, so müßte die Niobe gesungen haben, wenn sie hätte singen können.

Darauf sang sie Brahms und Schubert, die „Maienacht“, den „Doppelgänger“. Wir waren alle so aufgereggt, so beseligt, daß es auch die große Künstlerin mit ergriff und erschütterte. Als sie zum Schluß „Frauenliebe und -leben“ sang, brach sie plötzlich in Tränen aus. Diese Stunde wob ein festes Freundschaftsband zwischen meiner Mutter und ihr, das sie treu bis zu meiner Mutter Tode verband.

Nach dem Singen saßen wir alle bei der Schokolade, die ich heimlich hatte kochen lassen. Ich hatte alles so festlich wie möglich bereitet, unsere schönsten Tassen, unser altes Silber und köstliches altes Kristall schmückten den Tisch. Frau Joachim bemerkte alles und freute sich an allem, am meisten aber an den leuchtenden Augen meiner Schwester. Diese Stunde gehörte zu dem Größten, was sie in ihrem stillen Krankendasein erlebt hat.

Und nun wollte Frau Joachim mich prüfen. Es sollte eine endgültige Entscheidung getroffen werden, ob mein Talent der großen Opfer wert wäre, die man für seine Ausbildung bringen sollte. Das Endresultat der Prüfung war: ja, mein Talent wäre der Ausbildung und wirklicher Opfer wert.

Sie sagte ferner, mir fehle vor allem das künstlerische Maß, ich sänge maßlos und ließe mich nur von meinen Gefühlen leiten. Sie nannte Professor Stockhausen in Frankfurt am Main, der für mich der berufene Lehrer sein würde. Er würde mich schon bald maßhalten lehren. Er fordere viel von seinen Schülern und sei sehr heftig und ungeduldig.

„Davor fürchte ich mich nicht“, sagte ich schnell, worüber sie lächelte. Sie versprach mir eine Empfehlung an Stockhausen, dann würde ich es leichter haben.

Als sie gegangen war, eilte meine Mutter schnurstracks, ohne ein Wort zu verlieren, an ihren Nähtisch. Sie entnahm ihm ein Band, das sie sorgfältig um den Fuß des Stuhles, auf dem Frau Joachim gefessen hatte, band.

„Der Stuhl ist geweiht für alle Zeiten“, sagte sie.

Frau Joachim hatte damals ihr Taschentuch bei uns vergessen, es war von ihren Tränen noch feucht.

„Das gebe ich ihr nicht wieder,“ sagte meine Mutter, als wir es fanden, „das legt mir einmal in meinen Sarg.“

Nach Jahren habe ich ihr diesen Wunsch erfüllt.

Als die Nacht hereinbrach, beschienen der Mond und die Sterne in ganz Livland keine glücklichere Familie als uns.

Auf einem Gute in Kurland

Ein halbes Jahr darauf waren die Mittel für meine weitere Ausbildung beschafft, wenn auch in bescheidenstem Maßstabe. Ich sollte auf ein Jahr zu Professor Julius Stockhausen nach Frankfurt am Main gehen. Meine Mutter hatte von Freunden eine Reise nach Rom geschenkt bekommen, und ich hatte das Glück, daß ich mit ihr zusammen reisen durfte und daß sie mich persönlich zu Stockhausen bringen konnte.

Um noch etwas für die Reise zu verdienen, hatte ich für zwei Monate eine Stelle als Gesanglehrerin auf dem Gute Stenden in Kurland angenommen. Es sollte eine kleine Vorprobe sein für meinen ersten großen, selbständigen Ausflug in die Welt.

Es war im Frühling, als ich mich aufmachte. Zum erstenmal ging es unter ganz Fremde. Ich hatte es unendlich gut getroffen, denn ich kam zu lieben, seltenen Menschen. Es war ein schönes, altes Gutshaus, das ich kennenlernte, die Bewohner — ein originelles Ehepaar mit zwei Töchtern, von denen ich die jüngste unterrichten sollte. Auf's wärmste wurde ich von allen empfangen, mit stürmischer Begeisterung von meiner zukünftigen Schülerin. Es herrschte im Hause zwar kein großes Verständnis für die Musik, aber eine leidenschaftliche Liebe.

Meine Schülerin hatte eine hübsche, helle Sopranstimme, war musikalisch und von einem großen Eifer beseelt; was ich sie lehrte, weiß ich nicht recht, doch waren wir fleißig bei der Sache und froh aneinander. Jeden Morgen gab ich Stunden, wir übten und sangen, begleiteten uns gegenseitig und erregten die Bewunderung des Hauses und der ganzen Umgegend. Es war eine neue Welt, in die meine junge Schülerin eingeführt wurde. — Die Monate, die ich in dem Hause verlebte, gehören mit zu den frohesten Erinnerungen meines Jugendlebens. Es war ein originelles Leben unter besonderen Menschen.

Der Hausherr, eine vornehme Erscheinung mit dunklem Gesicht, feurigen Augen und grauem Haar, war ein echter Kurländer vom alten Schlage. Er hatte den ganzen Stall voller Pferde und zwei Kutscher, die meistens rauchend vor der Stalltür saßen; doch wurden die Pferde nur in den seltensten Fällen benützt. Die beiden Kutscher machten ihm vor jeder Ausfahrt klar, daß die Pferde nicht überanstrengt werden dürften. Wenn er fahren mußte, fuhr er meist mit der Post.

Seine Frau war eine wunderschöne Erscheinung, voller Güte und Selbstlosigkeit. Sie wurde von allen ausgenützt, am meisten aber von ihren Diensthoten, die sie vollkommen beherrschten. Der Koch, der

lange Jahre im Hause war, Kochte nie, was sie wünschte, nur was er wollte. Manche Speisen kamen überhaupt nicht auf den Tisch; denn er erklärte sie für zu gewöhnlich und nicht passend für eine adelige Tafel.

Es wimmelte von Dienstboten im Hause; darunter waren alte Leute, die das Gnadensbrot aßen. Ich erinnere mich eines uralten Dieners, von allen „Freundchen“ genannt, der, im Sommer in weiße Leinwand gekleidet, in seinem hellen, freundlichen Stübchen ein tatenloses, stilles Leben führte. Dann gab es eine alte Magd Liesing, die die einzige Lebensaufgabe hatte, einen zahmen Auerhahn zu hüten, den sie spazieren führte und mit einer Rute beherrschte. Ferner lebten da zwei Diener, die von dem, was sie vom Tische beiseite brachten, mehrere Schafe ernährten; ungezählte Stubenmädchen, Unterköchinnen, Wäscherinnen, alles das führte ein herrliches Leben, liebte die Herrschaft, teilte alles voller Interesse mit ihr auf ganz patriarchalische Art und bestahl sie, soviel es nur irgend ging.

„Sehen Sie, mein liebes Kind,“ sagte die alte Baronin, „ich weiß ganz genau, daß sie stehlen, das ist aber ihre Sünde und nicht die meine.“

Ich lebte mich bald ein, solch ein Leben hatte ich noch nie gekannt; es gab so viel zu lachen, so viel zu staunen, und es war so viel Freude, die durch unsere Musik ins Haus kam. Die älteste Tochter war eine berühmte Schönheit; sie lebte ein abgeschlossenes, eigenartiges Leben. Die Jüngere, achtzehnjährig, war voll stürmischer Kraft und voller Sehnsucht, etwas zu erleben. Ich war selbst noch so jung, drei- undzwanzig Jahre alt, und steckte voller Pläne und Unternehmungslust. Die alte Baronin hatte immer den Verdacht, daß wir irgend etwas planten und miteinander ausheckten. Bald rissen wir auch die ältere Schwester mit uns fort. Wir erwarteten heimlich Sonnenaufgänge, wir schlichen uns bei Mondschein aus dem Hause, wir badeten, wir machten große Fußtouren und hielten das ganze Haus in atemloser Aufregung. Dazu war ein Frühling ins Land gezogen, so reich, so wunderbar schön, voller Blüten, Nachtigallenschlag und Mondschein. Der erste Frühling, den ich ganz auf dem Lande erlebte.

Die Monate flogen nur so hin. Zum Schluß meines Aufenthaltes veranstalteten wir ein großes Kirchenkonzert für die Hofleute und Dienstboten des Gutes. Wir hatten eifrig geprobt, begleiteten uns gegenseitig auf der Orgel, sangen Soli und Duette und hatten ein richtiges Programm zusammengestellt. Da, zu unserem Staunen, fuhr zur Stunde des Konzertes ein Wagen nach dem anderen in den Hof. Die ganze Nachbarschaft hatte davon gehört und kam als Zu-

hörerschaft zu unserem großen Schrecken und Entsetzen, denn wir hatten uns nur auf Bauern und Dienstboten als Publikum eingestellt. Mit der großartigen Gastfreundschaft, die den Kurländern eigen ist, wurde alles nachher zu Mittag eingeladen. Es war ein großes Fest, und wir ernteten viel Lob und Ehre.

Die Stunde meines Scheidens schlug. Es war ein schmerzlicher Abschied, und viele Ehrungen wurden mir zuteil. Der Hausherr nahm den Kampf mit den rauchenden Kutschern auf und befahl, daß uns alle Pferde zur Verfügung gestellt werden sollten, um mich ins Nachbarstädtchen zu bringen, von wo ich weiter zu meinen Verwandten reisen sollte. Wir Damen saßen in einem Landauer, vor den vier Pferde lang gespannt waren, die Herren waren alle hoch zu Ross, so brausten wir über die Landstraße ins kleine Städtchen Talsen, wo alle Leute die Fenster aufrissen und uns nachsahen.

„Nun ist das Leben zu Ende,“ sagte meine Schülerin, „und der Alltag ist wieder da.“ Wir weinten heiße Tränen beim Abschied. Als ich allein war, dachte ich: „Also so sieht's in der Welt draußen aus, soviel Liebe, Freude und Bewöhnung warten da auf mich.“ Es war gar nicht so, wie Mutter immer sagte: „Denke nur ja nicht, daß du's so gut haben wirst wie zu Hause, draußen wehen scharfe Winde, die werden dir schon den Übermut fortblasen.“

Aufnahmeprüfung bei Stockhausen

Im Herbst 1882 machte ich mich mit meiner Mutter nach Deutschland auf, zum erstenmal überschritt ich die Grenze ins „gelobte Land“, als das uns Baltien Deutschland immer erschien. Aber schon in Berlin packte uns beide das Heimweh, und ich dachte in Verzweiflung: was wird nun aus mir werden? Einige Tage des Ausruhens in Frankfurt folgten und beruhigten mich ein wenig, dann ging ich, von meiner Mutter begleitet, zu Stockhausen.

„Wenn er dich nur annimmt“, sagte mein Onkel, der auf einige Tage nach Frankfurt gekommen war, um uns zu sehen.

„Er soll sich wenig genieren, und die Schüler, die ihm nicht gefallen, sofort wieder hinausweisen.“

So aufgereggt und entmutigt in meiner ohnehin schon recht zaghaften Seele trat ich meinen schweren Gang an mit der „Winterreise“ unterm Arm. Frau Professor Stockhausen empfing uns. Ich glaube, daß wir in unseren altmodischen Toiletten ihr keinen großen Eindruck machten. Wir wurden ins Musikzimmer geführt, wo wir warten sollten.

Plötzlich ging die Thür auf, und herein wie ein Sturmwind fegte ein kleiner Mann und stellte sich vor mich hin, mich von oben bis unten mustern. Er stand vor mir mit den Händen in den Rocktaschen, und ich sah in ein dunkles Gesicht mit grauem Bart und grauem Haar. Ein paar merkwürdige, stechende Augen blickten in die meinen, um den Mund lag ein spöttischer Zug.

„Sie sind also die Livländerin, die Frau Joachim mir empfohlen hat“, sagte er mit klangvoller Stimme. „Können Sie denn etwas?“

„Gar nichts“, sagte ich mit dem Mut der Verzweiflung. „Aber darum bin ich ja auch hergekommen. Ich will viel lernen.“

Die Antwort schien ihm Spaß zu machen, denn er lachte.

„Was haben Sie denn Gutes mitgebracht?“

„Die Winterreise“, war meine Antwort.

Er stürzte auf seinen Flügel, riß den Deckel auf, schleuderte ein paar Noten, die auf dem Klaviersessel lagen, weg.

„Schnell“, rief er, als ich verwirrt mit meinem Notenheft dastand, „worauf warten Sie eigentlich?“

Mit bebenden Fingern schlug ich die „Krähe“ von Schubert auf. Stockhausen saß schon am Flügel und vertiefte sich in die Begleitung.

Mir fiel sofort der veränderte Ausdruck seines Gesichts auf, sobald die ersten Akkorde erklangen. Es wurde verklärt, schön und edel, die Augen verloren den stechenden Blick, der ganze Mann machte den Eindruck eines Entrückten. Ich übersah das alles mit Blitzesschnelle, und alle Angst wich von mir. Ich glaube, ich habe dieses Lied selten so schön gesungen wie damals: es ging von ihm eine Kraft aus, die mich trug. Als ich geendet hatte, nickte er.

„Weiter“, sagte er kurz. Nun schlug ich die „Letzte Hoffnung“ auf. Ich sang es ebenso frei wie das erste Lied. Nach dem letzten Akkord sprang er auf und fuhr sich mit den Händen durch die Haare. Dann hob er seine Hand gebieterisch.

„Knien Sie hin“, rief er, „auf der Stelle knien Sie hin und danken Sie Ihrem Gott. Sie haben etwas von Ihrem Schöpfer erhalten, was nicht viele haben. Sie haben eine Seele und können sie aussprechen, das kann Ihnen kein Lehrer geben. Aber Sie singen nicht einfach genug, Sie wollen zu viel. Sie wollen in jedes Wort einen Ausdruck pressen und überladen damit das Lied. Sehen Sie, so singt man so etwas.“

Und er setzte sich wieder an den Flügel, sein Gesicht verwandelte sich, es bekam wieder den merkwürdig weltentrückten Ausdruck; er bog den Kopf ein wenig in den Nacken und sang mir die „Letzte Hoffnung“ vor.

Er sang mit der ganzen, erschütternden Selbstverständlichkeit, die ein großes, gereiftes Kunstwerk haben muß. Es war, als hätte er den tiefsten Herzschlag des Dichters und des Komponisten belauscht. Ich horchte atemlos, das war ja so einleuchtend, als könnte ein Kind das nachsingen.

„Jetzt singe ich's noch einmal“, rief ich hingerissen, als er geendet hatte.

„Nachgesungen wird hier nicht, Sie sollen Ihre Wege selbst finden“, sagte er kurz; „aber wenn Sie auch noch musikalisch sind, kann aus Ihnen was werden. Sind Sie musikalisch?“

„Ich denke sehr“, war meine Antwort; denn ich hatte es nie anders gehört.

„Nun, wollen wir doch mal sehen“, sagte er und setzte sich an den Flügel. „Singen Sie mir jetzt den Tetrachord!“

Ich hatte nie etwas Ähnliches gehört. „Was ist das?“ fragte ich erschrocken. Ein funkelnder Blick traf mich.

„Das ist ja unerhört; wie sind Sie denn unterrichtet worden? Ich bitte, sich bald darüber zu belehren!“ Dann machte er einige Gehörsübungen, wobei ich vollständig versagte.

„Na, Sie scheinen ja Ihre Intervalle gar nicht zu kennen“, sagte er scharf.

„Ich habe nie solche Übungen gemacht“, antwortete ich kläglich.

„Sehr musikalisch sind Sie nicht“, sagte er. „Schade, aber es kann auch so gehen.“

Ich war so verblüfft, daß ich nicht musikalisch sein sollte, daß ich stehen blieb und ihn starr und erschrocken ansah. Ich war wie im Bann. Mein Gott, was würde ich noch alles erleben? Das ist ja fürchterlich, hier wehen „scharfe Winde“. Frau Professor kam ins Zimmer. Sie notierte meine Adresse; währenddessen ging er im Zimmer auf und ab mit den Händen in den Taschen. Bei seinen Wanderungen blieb er dazwischen stehen und sagte:

„Also, Sie haben noch nie etwas von einem Tetrachord und Intervallen gehört. — Klara, kannst du dir so etwas vorstellen?“ Seine Frau verzog ein wenig den Mund, aber sie lachte nicht.

„Ich werde das alles bald kennenlernen“, sagte ich. Er lachte, daß er sich schüttelte.

„Ja, ja, zu Hause war man wohl die gefeierte Diva, hier aber wird es anders werden!“

„Das ist mir gerade recht“, sagte ich mutig; „das ist es ja, was ich will.“

Es wurde mir nun ein Tag genannt — es war der nächste Sonn-

tag — an dem ich wiederkommen sollte, wo ich meinen Stundenplan erhalten und meine Nebenfächer erfahren würde. Unterdessen hatte meine Mutter im Nebenzimmer gewartet. Sie konnte gar nicht begreifen, daß ich so mutig geantwortet hatte. Ihr wurde heiß und kalt vor Angst, als es herauskam, daß ich den Tetrachord nicht kannte und bei den Gehörsübungen so völlig versagte. Als wir nach Hause gingen, sagte ich ruhig:

„Davor habe ich keine Angst. Die Hauptsache ist doch, daß ich nun wirklich bei einem großen Künstler bin, und daß er mich angenommen hat.“

Beginn der Arbeit

Am Sonntag darauf gab es bei Stockhausen eine Versammlung von sämtlichen Schülern. Die Stundenpläne wurden verteilt, man wurde einander vorgestellt, und dann sollte eine Chorprobe sich anschließen. Ich war recht verloren und verschüchtert unter einer Schar eleganter, junger Damen, die mich durch ihre hochgetürmten Frisuren und großen Hüte erschreckten. Auch eine Schar junger Herren war da mit langen und kurzen Künstlerhaaren und farbigen Kravatten. Frau Professor Stockhausen verteilte die Stundenpläne, er kümmerte sich um nichts. Er schoß durchs Zimmer, neckte die Schülerinnen und suchte sie zu erschrecken und zu verblüffen. Ich sah unter der Schar ein junges Mädchen stehen in dunklem, schlichten Kleide mit glattem, dunklem Haar und sehr ängstlichen, schönen Augen. Ich fühlte sofort, die ist von meiner Art, suchte in ihre Nähe zu kommen und redete sie an. Da kam es heraus, daß sie sich ebenso fürchtete wie ich. Sie war eine Schwäbin und bekam später den Spitznamen „das Mäusle“. Wir haben unsere ganze Studienzzeit getreulich zusammengehalten. Wir haben miteinander gearbeitet und gezankt, miteinander geweint, gelacht und gelitten.

Die Stundenpläne waren verteilt, Stockhausen ging an den Flügel und öffnete ihn. Es war wirklich wunderbar, wie sein ganzes Äußere sich verwandelte, wenn er an seine künstlerische Aufgabe ging; sein ganzes Wesen straffte sich, wurde ruhig und fest, sein Gesicht wurde klar und edel. Er warf sein Haar aus der Stirn und überflog die Versammlung mit herrischem Blick.

„Wir nehmen den ersten Chor aus der Matthäuspasion“, rief er, „sehen Sie sich nach den Stimmlagen, aber schnell!“

Zum Glück sang meine schwäbische Freundin auch Sopran, wir klammerten uns aneinander, Noten wurden verteilt, wir erhoben uns.

„Kommt, ihr Töchter, helft mir Klagen“, erbrauste von jungen, schönen Stimmen getragen. Als dieser Chor beendet war, erscholl plötzlich Stockhausens Stimme. Zu meinem Entsetzen rief er meinen Namen.

„Monika Hunnius, können Sie vom Blatt singen?“

Alles hätte ich gekonnt, nur das nicht. Aller Blicke wandten sich mir zu und maßen mich mit Erstaunen, die ich in einem geschmacklosen Kleide mit glatt gescheiteltem Haar und einer unmodernen Frisur weltfremd und ängstlich darsaß. Ich war so erschrocken, daß ich ja sagte statt nein. Ich wollte dieses Wort so gern wieder zurücknehmen, konnte mich aber nicht dazu entschließen, weil ich das Gelächter fürchtete, das gewiß entstanden wäre. Ein Tenor wurde aufgerufen. Er sang ergreifend eine Tenorarie aus der Matthäuspassion, trotzdem erntete er nur einige scharfe, kritische Bemerkungen, die wenig Anerkennung enthielten. Unterdessen krümmte sich alles in mir vor Angst. Er wird mich doch nicht auch Solo singen lassen, dachte ich immer wieder. Vor Entsetzen wurde mir die Stirn kalt und feucht. Eine Altistin wurde aufgerufen. Sie sang mit tiefer, dunkler Stimme die „Erbarme dich“-Arie aus der Matthäuspassion. Hin und hergerissen zwischen Begeisterung und Todesangst saß ich da, denn auch sie erntete nur ein paar spöttische, kritische Worte für ihren Gesang, der mir sehr schön erschien.

„So, nun singen wir die Motette von Mendelssohn“, rief Stockhausen, „und Monika Hunnius singt die Sopransoli daraus. Die Solisten kommen zu mir und stellen sich neben mir auf.“

Auch das noch! Wie würde ich das nur überleben? Wie im Traum verließ ich meinen Platz und ging durchs ganze Zimmer, ich weiß nicht, wie meine Füße mich trugen. Ich fühlte, daß jemand mir ein Notenblatt in die Hand drückte, dann erhob sich der ganze Chor. Und jetzt kam mein Solo. Ich begreife es noch in dieser Stunde nicht, wie es möglich war, aber ich sang es in meiner furchtbaren Erregung, die alle Kräfte in mir anspannte, tadellos vom Blatt, ohne mich auch nur einmal zu versehen. Aber es war nicht ich, die da sang, es war, als wäre es eine vollständig andere. Meine Stimme klang hell und jauchzend über alle die Köpfe hinweg, die voll Staunen sich nach mir gewandt hatten. Als ich geendet hatte, klopfte Stockhausen mir auf die Schulter.

„Sie kann ich brauchen“, sagte er. „Sie haben ja eine Seele.“

Alles umringte mich, keiner hatte hinter meinem unscheinbaren Äußeren irgend etwas erwartet. Sogar Frau Professor Stockhausen drängte sich durch die Schüler, um mir die Hand zu drücken.

„Sie haben es wunderschön gemacht“, sagte sie.

Ich war ganz betäubt; als ob ein Meer um mich brandete und brauste, so war's mir. Es war ein glanzvolles Auftreten, das ich hatte, mein erstes und mein letztes, denn Stockhausen sorgte bald dafür, daß ich in einen tiefen Abgrund sank; auf Höhen hielt man sich nicht dauernd bei ihm.

„Sie singen ja glänzend vom Blatt“, sagte er mir beim Abschied.

„Das war ein Zufall“, sagte ich aus tiefster Seele heraus; „ach, glauben Sie mir doch, es war ein Zufall.“

Stockhausen als Lehrer

Und nun begann meine Arbeit beim großen Meister. Sie war reich an hohen Freuden, aber auch reich an Qualen und Leiden. Es ist nicht ganz leicht, Stockhausen als Lehrer gerecht zu werden. Als Künstler war er unantastbar, als Lehrer war er durchaus angreifbar. Eines aber lernten wir bei ihm, und das war arbeiten. Er forderte viel und unerbittlich, man konnte ihn eigentlich nie befriedigen. Wenn man mit dem Aufgebot aller Kräfte gearbeitet hatte und in die Stunde kam, konnte er oft sagen:

„Also so haben Sie's gemacht! Dann können Sie's ja eigentlich noch ganz anders, nun kann ich noch viel mehr von Ihnen verlangen.“ Er glaubte nie, daß man wirklich seine ganze Kraft einsetzte.

„Sie möchten, aber Sie wollen nicht“, war einer seiner stehenden Aussprüche. Man kam nie zur Ruhe bei ihm, auch nicht zu ruhigem Arbeiten. In seinen Forderungen lag etwas Atemloses, Überspannendes, namentlich den Schülern gegenüber, die es ernst meinten. Das Große, das er uns gab, war eine hohe, künstlerische und musikalische Erziehung, in der technischen Schulung versagte er.

Die musikalische Erziehung machte mir zuerst viel Not, ich war unendlich schlecht vorbereitet und ganz ahnungslos jeder Theorie gegenüber. Meine musikalische Begabung war in erster Linie ästhetisch, ganz im Gefühl wurzelnd. Ich konnte keine Musik denken, ich konnte sie nur fühlen. Die elementarsten, theoretischen Dinge waren mir fremd. Ich kannte keine Intervalle außer Sekunden und Terzen. Ich mühte mich namenlos, das Versäumte einzuholen und dies vernachlässigte Gebiet ein wenig zu beherrschen. Stockhausen aber stand immer gleich wie mit einer Peitsche hinter einem. Ich mußte die alten Schlüssel lernen und sie sofort praktisch verwerten. Zu dem Zweck holte er uralte zweistimmige Übungen von Fuchs hervor, in Kanonform gehalten, in Sopran- und Altstimmeln geschrieben. Da mußte man eine Stimme

vom Blatt singen und die andere dazu spielen. Dabei stand Stockhausen hinter einem, mit ungeduldigem Zuruf das Tempo beschleunigend. Jahrelang bin ich nachts manchmal im Angstschweiß erwacht, weil ich im Traum Übungen von Fuchs singen mußte.

Wunderbar war es aber, wenn es ans Gestalten von Liedern und Arien ging, oder wenn er einen in die alten Dratorien einführte. Er stellte in der Stunde plötzlich vier Stimmen zusammen, und man mußte vom Blatt aus den Dratorienchören singen; oder er suchte die technischen Übungen aus Händel und Bach zusammen. So machte man seine Übungen nie mechanisch, sondern mit wachem Stilgefühl. Auch ließ er uns technische Übungen mehrstimmig singen. „Das macht musikalisch“, sagte er.

Hinreißend wirkte er als Chordirigent. Er hielt viel vom Chorgesang, gab jede Woche eine Probe für den Frauenchor, jeden Sonntag eine für den gemischten. Da habe ich Brahms' und Schumanns wunderbare Frauenchöre kennengelernt und die Mendelssohnschen Motetten. Sonntags sang man alte Madrigale, Brahms, gemischte Chöre und Sätze aus Dratorien. Dann wurden die Soli, die in der Woche studiert worden waren, vorgetragen. Und wenn dann die Begeisterung in hohen Bogen ging, litt es Stockhausen auch nicht länger, er erhob sich von seinem Platz am Flügel und sang seine allerberühmtesten Sachen, wie „Am Abend, da es kühle ward“ aus der Matthäuspassion.

Wenn er vor seinem Chor stand, mit dem verklärten Ausdruck in den strengen Zügen, wenn er wie ein Blitz mit seinen lebendigen schwarzen Augen über uns hinfuhr, dann lag etwas Zwingendes in seinem Blick und seinen Handbewegungen. Es sprang direkt ein Funke von ihm auf seinen Chor über, den er in eiserner Disziplin hielt. Tiefste Konzentration, äußerste Hingabe forderte er unbedingt; wehe dem Blick, den er nicht auf sich gerichtet sah. So hatte er an uns ein kleines, aber glänzend organisiertes Heer, das jedem Wink seines Feldherrn folgte.

Brahms

Ein unvergeßliches Erlebnis fiel in das erste Jahr meiner Frankfurter Studienzeit: meine erste und einzige Begegnung mit Brahms. Eines Tages verkündigte uns Stockhausen, Clara Schumann und Brahms würden seine Gäste sein, wir sollten ihnen Schumannsche und Brahmsche Chöre vorsingen. Eine fieberhafte Aufregung ergriff uns alle; wir sollten Brahms von Angesicht zu Angesicht sehen! Unser

ganzer Chor war zum Abend zu Stockhausen zu einer Bowle eingeladen, nachher sollten wir singen. Wir schmückten uns mit den schönsten Festkleidern, die wir besaßen, den ganzen Tag hatte Feiertagsstimmung geherrscht, keiner wollte arbeiten, keiner wollte üben. Man rottete sich zusammen, ging spazieren und sprach nur von dem großen Ereignis. Zur festgesetzten Stunde machten wir uns auf den Weg.

Angekommen, stellten wir uns im Musikzimmer auf. Die beiden Flügeltüren zum Gesellschaftszimmer nebenan standen weit auf. Eine vornehme, glänzende Gesellschaft war dort versammelt, wir aber sahen nur Brahms und Clara Schumann. Da ging Stockhausen auf Brahms zu, faßte ihn am Arm und zog ihn in die geöffnete Tür. Nun standen sie beide vor uns, zwei Herrscher auf ihrem Gebiet, der größte Komponist seiner Zeit und sein größter Interpret. Zwei prachtvolle Charakterköpfe: Brahms mit dem gewaltigen Kopf, mächtigem grauen Haar und grauem Bart, mit den Leben und Güte ausstrahlenden blauen Augen, machtvoll, ruhig und majestätisch. Neben ihm Stockhausen, auch mit grauem Haar und Bart, mit dunklen, wie in Bronze gegossenen Zügen, etwas unsteten, schwarzen Augen, fremdländisch, beweglich und ruhelos. Stockhausen hob die Hand und wies auf Brahms.

„Das ist also Brahms,“ rief er, „seht ihn euch genau an, ehe ihr ihm vorsingt.“

Brahms fuhr sich mit einer leichten Bewegung der Hand durch das graue Haar.

„So, nun müssen sie singen, die armen Kinderchen, sie tun mir leid“, sagte er.

Ein fröhliches Lachen antwortete ihm. Brahms machte sich los von Stockhausen und ging wieder auf seinen Platz neben Clara Schumann, die lächelnd die ganze Szene mitangesehen hatte.

Schon stand Stockhausen vor uns in der Tür, den Laktstock legte er aus der Hand, er hob beide Hände, sein Gesicht war emporgerichtet, schön und edel. Mit einem sprühenden Herrscherblick überflog er uns und nahm uns alle sofort in seinen Bann.

„Jetzt gilt es“, sagte er leise und leidenschaftlich. Seine Hände senkten und hoben sich, und nun erklang „Die Waldesnacht“ von Brahms.

„Waldesnacht, du wunderkühle,
die ich tausend Male grüß!
Nach dem lauten Weltgewühle
o, wie ist dein Rauschen süß.“

Stockhausen schlug nicht den Takt, das brauchte er nicht bei seinem Chor, wir hielten auch so zusammen wie eine Stimme. Er gab nur mit Augen und Händen den Ausdruck an und trug uns fort auf die Höhe. Sein Chor war sein Instrument, mit dem er schalten und walten konnte, wie er wollte. Als wir geendet hatten, sagte Brahms:

„So schön habe ich's mir ja gar nicht gedacht.“

Clara Schumanns Gesicht war wie von einem inneren Licht durchleuchtet. Ein Chor nach dem anderen folgte, Frauenchöre wechselten mit gemischten. Wir waren so fortgerissen, daß wir unsere Noten aus der Hand legten und alles auswendig sangen. Stockhausen lächelte, er war wie ein Entrückter. Zum Schluß sangen wir ein altes Madrigal: „Feuer, es brennt mein Herz“ in einem Tempo, wie wir es noch nie gesungen. Als es beendet war, brach ein Jubel los. Brahms war aufgestanden und hatte Stockhausen umarmt. Er ging mitten in unseren Chor hinein und streckte seine Hände aus, die wir ergriffen und schüttelten. Jeder wollte seine Hand haben, jeder wollte seinen Armel streifen.

„Wie soll ich euch danken, Kinder“, rief er.

„Spielen Sie uns was vor“, war unsere jauchzende Antwort, und da saß er schon am Flügel.

„Was soll ich spielen?“

„Alles, alles“, riefen wir.

„Das wäre ein bißchen viel“, meinte er. Darauf erhob er die Hand, und tiefe Stille trat ein. Er setzte sich am Flügel zurecht, eine seltsame Erscheinung: den mächtigen Kopf und den mächtigen Oberkörper aufgerichtet, die Beine weit von sich gestreckt, die Zigarre im Munde, so saß er da. Plötzlich sagte er:

„Ich will nicht allein am Klavier sitzen, es soll jemand sich zu mir setzen.“

Wem sollte diese Ehre zuteil werden? Da rief er eine hübsche Pianistin, eine Schülerin von Clara Schumann herbei, die sich neben ihn setzte. Wir fanden es recht albern, daß es eine Pianistin war, der Ehrenplatz hätte unserer Meinung nach einer Sängerin gebührt. Dann fing er an zu spielen, wobei er vernehmlich mitknurrte. Es war ein Satz aus einem Quartett, dann ein Satz aus einer Symphonie, eine Klavierkomposition spielte er nicht.

Und Brahms' Spiel? Ich konnte nichts darüber sagen, denn ich wußte nicht, ob es schön war. Ich dachte, so müßte ein Löwe spielen, wenn er Hände hätte. Es war etwas Gewaltiges, Großartiges, Eigenartiges in seinem Spiel. Mächtig brauste es einher; man fühlte es, ein bedeutender Geist sprach zu einem, man fühlte sein Wehen

hoch über sich hinwegziehen, man beugte sich in Demut, aber man verstand ihn nicht.

Wir umstanden ihn und den Flügel dicht gedrängt, jauchzten und jubelten, als er geendet hatte.

Durch die Frühlingsnacht gingen wir heim mit dem Gefühl, etwas Großes, Herrliches erlebt zu haben, das nun wie ein Stern über unserem Leben stehen würde.

Sommertage in Livland

„Sonny, sieh ein wenig nach, ob von der Landstraße nicht Gäste kommen, es ist so unheimlich still heute.“

Sonny erhebt sich lachend, geht hinters Haus und blickt auf die Landstraße: „Nein, Mamachen, die Sache ist völlig hoffnungslos! Heute kommt niemand; du mußt dich schon darauf gefaßt machen, einmal mit uns vorlieb zu nehmen.“

„Aber Kinder,“ sagt die gütige Stimme wieder, „mit euch zusammen zu sein, ist ja auch herrlich! Ich meinte nur“ — eine leichte Verlegenheit liegt auf dem lieben, alten Gesicht mit den blinden Augen — „ich meinte nur — die Kümmelkuchen sind heute so besonders gut geraten. Da wäre es doch ein Jammer, wenn nicht auch Gäste sich daran freuen sollten!“

Gäste! In keinem anderen Hause im gastlichen Livland habe ich dieses Wort mit solch einem Ton aussprechen hören wie hier. Es lag immer ein festlicher Glanz darauf, besonders wenn die liebe, alte Mutter Malchen es aussprach.

Wir sitzen um den Kaffeetisch, der vor dem Hause gedeckt ist. Das Haus liegt ganz einsam. Ein merkwürdig niedriges, flaches Dach deckt es. Es ist überwuchert bis an den Dachgiebel von wildem Wein, der, nie geschnitten, bis auf die Wege sich breitet und wie eine Schleppe das kleine Haus umgibt.

Es waren wohl winzig kleine und niedrige Räume, in denen aber erstaunlich viel Gäste Tag und Nacht Platz fanden. Das Häuschen lag hoch; von einer Veranda, die die ganze Breitseite des Hauses einnahm, blickte man hinab auf den See, weit über grüne Rasenflächen und blühende Büsche. Eine kleine, altmodische Holzterrasse, auch dicht von Wein umspinnen, führte hinab in den Garten.

Hier lebt Sommer für Sommer die blinde, alte Frau Schmidt, die Wittve des früheren Direktors der Schmidtschen Lehranstalt in Fellin. Sie ist überall bekannt unter dem Namen „Mutter Malchen“. Und mit ihr leben ihr Sohn Hans Schmidt und ihre beiden Töchter

Sonny und Liesel. Ihre Kinder hatten ihr dieses Häuschen ausgebaut. Dort sollte sie stille, friedliche Sommerferien erleben. Nur zwei Werst vom Landstädtchen Fesslin entfernt lag dieser kleine Besitz, und es verging kaum ein Nachmittag, an dem nicht irgend jemand aus dem Städtchen dahin pilgerte.

Seit Wochen lebte ich dort als verwöhnter Sommergast. Jedem Versuch, diesem Paradies zu entfliehen und meine Ferienreise fortzusetzen, warf sich die ganze Familie mit größter Energie entgegen und schlug ihn stets siegreich zu Boden.

„Stör nicht die Gemütlichkeit“, sagte meine Freundin, die lustige Liesel. Ach! und man blieb so gerne! Man ruderte auf dem See, man badete, man sang, man wanderte über die Landstraße, man sah die Sonne hinter den weiten Feldern untergehen und atmete den süßen Duft des blühenden Klees. Man las gemeinsam, lachte, plauderte und schwieg. Am schönsten war es aber doch am Abend. Dann saßen wir auf den Stufen der Treppe und blickten auf den See hinaus zum gegenüberliegenden Ufer hin, wo der Friedhof lag, über dessen dunklen Lannen einsam der Abendstern stand. Und drinnen am Flügel saß Hans Schmidt. Seine Künstlerhände griffen in die Kasten, und wir horchten wie verzaubert auf die Töne, die über das Wasser zogen bis hin zur Ruhestätte der stillen Schläfer da unten. Wie gerne blickte ich dann auf das friedliche Antlitz der Greisin mit den lichtlosen Augen. Das Gesicht, von einer schwarzen Tüllhaube umrahmt, war lieb und klar. Ihre Hände ruhten still gefaltet im Schoße, und sie horchte auf das Spiel ihres Lieblingssohnes. Sie war über achtzig Jahre, aber ihre Seele war hell und vertrauend, wie die eines Kindes, fromm und voller Frieden. Sie sprach nur Gutes von den Menschen, denn sie hatte nur Liebe empfangen und Liebe gegeben durch ein langes Leben hindurch.

Wir sitzen um die dampfende Kaffeekanne. Mit einem kleinen Seufzer hatte Mutter Malchen noch einmal konstatiert, daß die Rümmeleuchen heute ganz besonders delikate wären. Wir meinen: gerade gut genug für uns, gar nicht nötig, daß Gäste sie essen.

Der Kaffeetisch ist abgeräumt, und wir holen unsere Handarbeiten herbei. Auch Mutter Malchen hat ein Strickzeug, das der Sohn „das Gewand der Penelope“ nennt. Die Blinde läßt beständig Maschen fallen, die rettungslos in die Tiefe sinken, so daß immer wieder getrennt werden muß.

Mutter Malchen soll nun aus ihrem Leben erzählen, wir bitten sie darum.

Und sie erzählt aus ihrer Jugend, von Menschen, die längst gestorben sind. Wenn man sie hört, waren alle gut, froh, hübsch, klug und „ideal“, ein Wort, das sie ganz besonders liebt. Sie wird oft unterbrochen von lustigen Bemerkungen ihrer Kinder, die alle drei witzig, schlagfertig und voller Humor sind. Auch Mutter Malchen ist schlagfertig und schelmisch.

„Ja,“ sagt sie plötzlich und wird ernst, „der beste Mensch und der feinste, den ich jemals gekannt habe, war doch Frauensfelder, ein Lehrer unserer Anstalt.“

Unter ihren Worten ersteht ein ergreifendes Bild, das Bild eines Idealisten, eines weltfremden Träumers. Er ist einer von denen, der „sein Leben läßt für seine Brüder“, einer, dem die Wirklichkeit immer fremd geblieben war, und der buchstäblich das Wort der Bibel erfüllte: „Wer zwei Röcke hat, der gebe einen dem, der keinen hat.“

Wir sehen ihn mit wunden Füßen durch die Straßen des Städtchens hinken, weil er sich nicht entschließen konnte, verpfuschte Stiefel dem Schuhmacher zurückzugeben, aus Furcht, „es könnte ihn zu sehr beschämen“. Wir sehen ihn im abgetragenen, schlechten Rock fröhlich an Festen teilnehmen, denn seinen guten Rock hatte er jedesmal verliehen.

„Das schlimmste aber“, sagte Mutter Malchen, und sie wird noch eben ganz aufgereggt, „war doch, wie ich dahinterkam, daß er Wochen hindurch sein Morgenfrühstück einem Armen gegeben hatte. Mit vielen Listen hatte er das vor uns verborgen gehalten, und Tag für Tag war er hungrig an seine Arbeit gegangen. Als ich es herausbekam, sagte ich ihm kein Wort. Das hätte doch nichts geholfen, kannte ich doch seine Antwort: ‚Ach, ich habe es so gut. Gegen das Leben der Armen gesehen, lebe ich im Überfluß.‘ Ich schickte ihm von nun an jeden Morgen die doppelte Portion Kaffee auf sein Zimmer und noch einmal soviele Butterbrote wie sonst. Aber was war die Folge? Von nun an erschienen jeden Morgen zwei Arme, die er zum Kaffee geladen hatte.“

Mutter Malchen erzählt bezaubernd. Sie lebt in ihren Erzählungen, und wir horchen auf die friedliche Stimme, die so tröstend klingt, auch wenn sie von Schmerzen erzählt, die ja längst gelitten sind.

So spinnen sich die Tage hin in lichter Schönheit. Möchten sie nie ein Ende nehmen!

„Es ist doch ein Jammer, daß Doris nicht da ist“, sage ich eines Tages; „sie gehört in dieses Leben.“

Meine Freundin Doris lebt auf einem Gut, sechzig Werst von Fellin.

„Wir laden sie ein,“ ruft Mutter Malchen fröhlich, „sie muß

Kommen.“ — „Natürlich laden wir sie ein,“ ruft der Chor der Kinder, „die fehlt uns noch gerade.“

„Ja, aber wo bringen wir sie unter?“ ruft Sonny bedenklieh. Sie ist die einzige von uns, die noch einigermaßen Sinn für Raum und Zeit behalten hat.

Die ganze Gesellschaft erhebt sich, um das Haus zu durchstöbern und einen Winkel ausfindig zu machen, in dem man noch einen Gast unterbringen könnte.

Die Sache sieht ziemlich hoffnungslos aus; denn das Haus ist winzig klein, und jeder Platz ist besetzt. Die abenteuerlichsten Pläne werden geschmiedet, die merkwürdigsten Beschlüsse gefaßt, deren Unausführbarkeit einem sofort einleuchtet.

Plötzlich ein Jubelruf von Hans Schmidts Lippen: „Ich weiß etwas, kommt mit mir, ich zeige euch ein Fremdenzimmer.“

Er führt uns zu einer kleinen Kammer, es ist das sogenannte „Schinkenzimmer“, ein Raum, wo Räucherwaren aufbewahrt werden.

Wir machen uns sofort ans Einrichten. Die Schinken und Würste werden von der Wand gerissen, Sonny kann sehen, wo sie sie unterbringt! Es wird Maß genommen; ob man wohl ein Bett hineinsetzen kann?

„Ach nein, ein Bett hat keinen Raum. Was machen wir nun?“ „Wir nehmen einen Rahmen, der wird Platz haben.“ Ein Rahmen mit zwei Böcken findet sich auf dem Boden. Er wird glücklich hineingezwängt und paßt ins Zimmer. Daß Doris sehr groß ist, wird nicht weiter in Betracht gezogen. Nun kann noch ein kleiner Tisch und ein Stuhl in der Kammer Platz finden, sonst nichts mehr.

Die fleckigen Wände werden mit Laken ausgeschlagen, und Ranken von wildem Wein bilden den Fries. Dies Zimmer wird der Lieblingsraum des ganzen Hauses. Jeder denkt nur daran, wie er irgend etwas zum Schmuck des „Schinkenzimmers“ beitragen könne.

Nun ist es fertig. Ich wage zu sagen, daß es mit den weißbeschlagenen Wänden wie eine Leichenkammer aussieht, was allgemeine Enttäuschung hervorruft.

Eine Einladung an Doris wird mit glühenden Worten geschrieben und die Schönheit ihres Zimmers in allen Tönen angepriesen. Sie muß alles stehen und liegen lassen und sofort kommen. Hans Schmidt macht sich selbst zur Stadt auf, um den Brief als Eilbote auf die Post zu bringen. Und nun warten wir Tag für Tag. Immer sieht man jemand am Eiskeller stehen, von wo es den freiesten Blick über die Landstraße gibt.

Ob sie wohl kommt? — Natürlich kommt sie!

Endlich gegen Abend des dritten Tages — es waren schon abfällige Urtheile über Doris' Saumseligkeit laut geworden — da — ein gellender Ruf von Liesels Lippen: „Sie kommt, sie kommt!“

Wir stürzen alle zum Eiskeller hin. Wie eine kleine, feine Silhouette hebt sich ein Wägelchen vom Horizont ab mit einer Gestalt drin und einem Pferde davor. Es kommt langsam näher: Doris ist da und hält bald vor der Haustür. Wir lassen ihr kaum Zeit, aus dem Wagen zu klettern. Das Zimmer, das Zimmer! Jeder will es ihr zeigen. Sie wird im Triumph hineingeführt, wir alle drängen nach, obschon eigentlich nur für eine Person Raum drin ist. Doris ist begeistert; und als ob sie immer dagewesen wäre, so selbstverständlich fügt sie sich in unser Leben hinein. Sie ist ein Mensch voll Gaben und voll Zauber. Sie kann eigentlich alles. Sie singt, sie spielt, sie malt und zeichnet besonders feine Karikaturen. Sie macht witzige Verse und ist voll anmutiger Heiterkeit.

Welche Tage voll Licht, voll kindlicher, harmloser Freude, durchfunkelt von Witz und feinsten, künstlerischen Genüssen! Und alles durchglüht von Sommer Sonne und wärmster Liebe!

Man hat uns Balten oft nachgesagt, daß wir unser Leben zu festlich gestalteten, daß Feste und Freude eine zu große Rolle bei uns spielten. Aber haben wir uns nicht auch bewährt, als die Zeiten des Leidens über uns kamen? Hat das Licht uns nicht auch stark gemacht, die dunklen Tage zu tragen? — Lichtvolle Jugend, ein Leben, in dem man sich an der Sonne freute, machen noch in der Erinnerung den grauen Alltag hell und lassen auch die dunklen Schmerzensnächte nie ganz dunkel sein. —

Weihnachten

Weihnachten ist gekommen. Ich bin mit ein paar Schülern auf das Land gefahren zu „Lante Ida“, einer Jugendfreundin meiner Mutter, nach Reggum, einem an der Düna gelegenen früheren Doktorat. Staunend sehen die Fremdländerinnen tief verschneite Wälder, durch die wir von der Eisenbahnstation in kleinen Schlitten fahren.

Wir sind am Ziel. Die Schlitten halten vor einem langgestreckten Hause mit weißen Säulen; wir nennen es die „Arche“, weil Wohnhaus, Vorratskammern und Ställe alle unter einem Dach sind. Die gastliche Tür steht weit offen, und von der Schwelle grüßt „Lante Ida“ freundlich und mütterlich meine ganze Schar. Sie ist eine wunderschöne Erscheinung und sieht aus wie eine Königin in schlichtem, grauem Alltagskleide. Stolz und gerade ist ihre Haltung, stolz das

schöne Profil und leuchtend die blauen Augen. Herzgewinnend aber ist das unbeschreiblich Mütterliche, das von ihr ausstrahlt. Immer hat sie irgendwelche Gäste unter ihrem Dach, die sie pflegt, für die sie sorgt. Wie mancher, der mit gebrochenen Schwingen in die Arche einzog, hat das Fliegen wieder gelernt und ist durch Lante Idas sonnige Liebeskraft wieder auf die rechte Bahn gekommen.

Die jungen Menschen, die jubelnd, lachend mit mir über die Schwelle der Arche dringen, haben keine gebrochenen Schwingen. Sie wollen froh sein, den ganzen Tag froh, unter Lante Idas Hut und in ihren verschneiten Wäldern. Sie wollen „fröhliche, selige“ Weihnachten feiern.

„Diesmal brauchst du nichts zu flicken“, sage ich, indem ich sie zur Begrüßung umarme. „Wir sind alle gesund und wollen uns nur freuen.“ „Das tut gut zu hören“, antwortet Lante Ida mit ihrer tiefen, klangvollen Stimme. „Lüren und Herzen sind weit aufgetan für euch.“

Juling, das gute, treue Dienstmädchen, eilt mit blendend weißer Schürze und spiegelglatt gekämmt, mit unserem Gepäck die kleine gewundene Wendeltreppe hinauf, zu den Gastzimmern. Lante Ida führt uns in den Saal. Es ist ein großer altmodischer Raum mit Streckbalken, den die dunkelroten Samtmöbel nicht imstande sind ganz zu füllen, sie stehen bescheiden an den Wänden. Nebenbei im Wohnzimmer brennen, unserer Ankunft zu Ehren, mächtige Birkenklöße im Kamin.

„Kommt ins Speisezimmer,“ ruft Lante Ida, „der Kaffee wartet auf euch!“ Das läßt man sich nicht zum zweitenmal sagen, und bald sitzen wir alle um den langen Tisch. — Guschka, des Hauses guter Geist, kommt hochrot aus der Küche, mit der dampfenden Kaffeekanne. Auf dem Tisch stehen Berge von frischgebackenen Rummelkuchen.

Lante Ida präsidiert am Ende der Tafel: ihre strahlenden Augen gehen von einem zum andern, und ihre mütterliche Seele umfaßt liebevoll jeden, der an ihrem Tisch sitzt. —

„Ihr müßt selbst den Weihnachtsbaum holen“, sagt Lante Ida. „Morgen früh wird angespannt, und ihr fahrt alle in den Wald. Ich gebe euch ein paar Knechte mit, die den Baum fällen sollen, aber ihr müßt ihn aussuchen.“

Das ist eine köstliche Aussicht! — Am nächsten Morgen ist alles bereit zur Waldfahrt. Niedrige, breite Holzschlitten stehen vor der Tür; Strohsätze, die auf ihnen liegen, bilden die Sitze. So fahren wir ab; eine ganze Reihe kleiner Schlitten, einer hinter dem anderen.

Bobbi steht wie ein Triumphator in dem feinen, die Zügel in der Hand. Es gibt einen großen Kampf; niemand will sich seiner Führung anvertrauen. „Er wird uns in den Schnee werfen“, sagen die jungen Mädchen.

In strahlender Sonne geht es blitzschnell über die Landstraße, dem Walde entgegen, der uns bald aufnimmt. Es ist ein Glück, daß Jda, die Tochter des Hauses, mitkam, sonst hätten wir unter den herrlichen Tannen uns zu keiner entschließen können. Ein Baum ist schöner als der andere, wie sie so dastehen in dem blendenden Schnee!

Jda machte allem Wählen und Streiten ein Ende. „Es muß ein breiter Baum sein“, sagte sie; „die Spitze wird abgeschlagen. Er muß den Saal füllen; denn es soll ein Stück Wald sein, das ins Zimmer gekommen ist.“

Bald klingen Arthiebe durch den stillen Wald. Ein Rauschen — ein Krachen — wir springen zur Seite. Jetzt stürzt der Baum. Er wird mit Stricken umwunden; wir spannen uns vor und ziehen ihn durch den Schnee auf die Landstraße. Zwei Schlitten werden aneinander gebunden; der Baum wird hinaufgehoben und im Triumph heimgebracht.

Lante Jda hat schon von weitem das Läuten unserer Schlittenglocken gehört und steht nun, in ihren Pelz gehüllt, an der Haustür; neben ihr Guschä, in ein dickes, graues, gestricktes Tuch gewickelt.

„Ich habe heißen Tee und frischgebackene Speckkuchen für euch“, sagt sie; „ihr werdet hungrig sein.“ Sie tut nichts weiter den ganzen Tag als für andere sorgen, die Gute!

Wir haben den Schnee von unseren Kleidern geschüttelt, uns unserer Pelze entledigt und sitzen um den brennenden Kamin. — Guschä bringt den Tee und die Speckkuchen. „Das Mittagessen kommt in einer halben Stunde“, sagt Lante Jda. „Bewahrt noch ein Plätzchen dafür. Heute gib't's was Gutes.“ Ach, es gab in Keggum immer etwas Gutes.

Die Knechte haben dem Tannenbaum die Spitze abgeschlagen und ihn fest auf ein Holzkreuz gestellt. Er wird hereingebracht, seine Zweige rauschen. Nun steht er mitten im Saal, es ist wirklich ein Stück Wald ins Haus gekommen, der Duft der Tannennadeln zieht leise durch alle Räume. Es ist Weihnachten! —

Die Weihnachtsbescherung ist vorüber. Nach dem Abendessen sitzen wir alle um den brennenden Kamin, singen Weihnachtslieder, erzählen uns von verschiedenen Weihnachtsfesten, die wir gefeiert haben, und schweigen dann. Jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Da tritt Lante Jda unter uns:

„Kinder, kommt heraus und seht, wie draußen die Sterne funkeln. So funkeln sie nur am Heilig-Abend zu Ehren des Christkindleins“, sagt sie.

Wir gehen alle in den Garten, dicht eingehüllt in unsere Pelze. Man atmet nur schwer in der klaren, kalten Luft. Es ist ganz still, der Schnee leuchtet und knirscht unter unseren Schritten. Die Sterne funkeln, und in der Ferne schlägt ein Hund an. Aus den Fenstern des langgestreckten Hauses fällt der Lichtschein auf den Schnee, aus der Leutestube hört man das Gesinde singen: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

„Solch ein Weihnachtsfest haben wir noch nie gehabt“, sagen meine jungen Ausländer. „Es ist ja wie ein Märchen!“

Monika Hunnius

Aus Heimat und Fremde

11.—17. Tausend. Brosch. RM. 2.80, Leinen RM. 4.40

Baltische Häuser und Gestalten

11.—15. Tausend. Brosch. RM. 3.— ord., Leinen RM. 4.60 ord.

Mein Onkel Hermann

27.—30. Tausend. Brosch. RM. 1.60 ord., Leinen RM. 2.80 ord.

Mein Weg zur Kunst

36.—40. Tausend. Brosch. RM. 4.40 ord., Leinen RM. 6.60 ord.

Meine Weihnachten

36.—40. Tausend. Kart. RM. —.80 ord.

Menschen, die ich erlebte

27.—30. Tausend. Brosch. RM. 1.80 ord., Leinen RM. 3.20 ord.

Bilder aus der Zeit der Bolschewikenherrschaft

16.—20. Tausend. Brosch. RM. —.30 ord.

Was Monika Hunnius über ihr Schriftstellertum sagt:

„Es ist ein neues Leben, das mir dieser Beruf gebracht hat, vor dem ich noch immer wie vor einem Wunder stehe. In einem Alter, da das Leben zu Ende geht, haben sich mir neue Quellen erschlossen, und meine Bücher ziehen in die Welt. Sie bringen mir unerwartete Reichtümer durch Freunde, die sie mir erwerben. Ich schaue in dunkle und helle Schicksale; so wird mein Leben nicht arm und tot trotz Krankheit und Alter.“

EUGEN SALZER · VERLAG · HEILBRONN

EESTI
RAHVUSRAAMATUKOGU
AR

Kranz=Bücherei

Herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des Lehrervereins
zu Frankfurt am Main durch Otto Meßler

1. Altnordische Götterfagen. Der Edda nacherzählt. Vom 11. Jahr an.
2. Im Zauberwald. Märchen der Brüder Grimm. Vom 9. Jahr an.
3. Von herzhaften Burschen. Märchen der Brüder Grimm. Vom 9. Jahr an.
4. Meister Psriem und andere schnurrige Käuze. Schwantmärchen d. Br. Grimm. Vom 9. Jahr an.
5. Der Bärenhäuter und andere Soldatenmärchen der Brüder Grimm. Vom 9. Jahr an.
6. Von den frumben Landsknechten. Alte Schwänke, Schnurren und Lieder. Vom 11. Jahr an.
7. Tier- und Jagdgeschichten von Hermann Löns. Vom 11. Jahr an.
8. Wenn die Knospen springen. Ein Frühlingssbuch von Heinrich Grube. Vom 9. Jahr an.
- 9/10. Ein Büchlein vom Wandervogel. Von Fritz Grebenstein. Vom 14. Jahr an.
- 11/12. Undine. Von Friedrich de la Motte-Fouqué. Vom 14. Jahr an.
13. Vergessene Kinder. Von Adolf Schmitthenner. Vom 14. Jahr an.
14. Morgenländische Märchen. Aus den „Palmblättern“ v. Herder u. Liebeskind. Vom 11. Jahr an.
16. Kleines Volk. Zwerglagen und -märchen aus dem Volksmund. Gesammelt von Otto und Olga Stüdrath. Vom 9. Jahre an.
17. Die Marcellaise. Aus d. Revolutionstagen i. Straßburg. Von Friedrich Henhard. B. 16. Jahr an.
18. Norwegische Volksmärchen. Nach der Erstausgabe von Ludwig Tied. Vom 9. Jahr an.
19. Jugendtage im Böhmerwald. Von Johann Peter. Vom 11. Jahr an.
20. Geschichten aus dem Altmühltale. Von Karl Stöber. Vom 10. Jahr an.
21. Myrtenfräulein und Dillbapp. Von Alemens Brentano. Vom 10. Jahr an.
22. Aus Schinberg. Ernst-Heiteres a. d. Biedermeierzeit v. Ernst Koch. Vom 16. Jahr an.
23. Der Lehrling. Kaufmannsgeschichten von Fritz Müller-Partenkirchen. Vom 13. Jahr an.
24. Als der Alnettedroden erwachte. Technische Geschichten v. Fritz Müller-Partenkirchen. 14. J.
25. Nacte Füße. Geschichten aus dem bayerischen Bergen. V. Fritz Müller-Partenkirchen. 14. J.
26. Sinauf! Ein deutsches Trostbüchl von Fritz Müller-Partenkirchen. Vom 14. Jahr an.
27. Ich dien!. Geschichten von der Arbeit von Fritz Müller-Partenkirchen. Vom 14. Jahr an.
28. Sam Wiebe. Eine Erzählung von der nordfriesischen Küste von Theodor Mügge. Zeichnungen von Hans Spigmann. Vom 14. Jahr an.
29. Durch Kamtschatkas Eiswüste. V. Georg Kennan. Neu übertragen v. Dr. Ernst Dröschel. 12. J.
30. Der Besenbinder von Rnchiswyl. Von Jeremias Gottbelf. Vom 13. Jahr an.
31. Gellerts letzte Weihnachten. Von Berthold Auerbach. Vom 14. Jahr an.
32. Das Heidedorf. Von Adalbert Stifter. Vom 14. Jahr an.
- 33/34. Unter Goethes Stern. Ein Bild Goethes nach Zeugnissen seiner Zeitgenossen. Von Dr. Agnes Geering. Vom 16. Jahr an.
35. Historie von der schönen Lau. Von Eduard Mörike. Vom 12. Jahre an.
36. Lustige Geschichten aus alter Zeit. V. Heinrich Jschotte u. Karl Stöber. Vom 12. Jahr an.
37. Das fröhliche Büchl. Schulbubengeschichten v. Fritz Müller-Partenkirchen. Vom 13. Jahr an.
38. Was gibt ma? und andere Bubengeschichten von Fritz Müller-Partenkirchen. Vom 13. Jahr an.
39. Hansels Glück und Ende. Eine Starengeschichte von Bruno Schönfelder. Vom 10. Jahr an.
40. Juniperus. Eine Kreuzfahrergeschichte von Viktor v. Scheffel. Vom 15. Jahr an.
- 41/42. Meister Martin der Rüstler und seine Gesellen. Von E. L. A. Hoffmann. Vom 13. Jahr an.
43. Die Schildbürger. Den alten Volksbüchern nacherzählt von Gustav Schwab. Vom 11. Jahr an.
44. Der märktische Eulenpiegel. Bartholomäus Krüger nacherzählt von Ernst Kirsch. V. 11. J. an.
45. Die zwei Brüder. Ein Märchen der Brüder Grimm. Vom 9. Jahr an.
- 46/47. Die schöne Magelone. Aus der Nürnberger Handschrift übertragen von Johannes und Wolfgang Ransper. Vom 13. Jahr an.
- 48/49. Aus Chroniken deutscher Städte. Ausgewählt von Dr. Wilhelm Dienstbach. Vom 14. Jahr an.
50. Der stumme Ratsherr. Von Wilhelm Heinrich Riehl. Vom 13. Jahr an.
51. Das Schloß in der Höhle Ka Ka. Den alten Volksbüchern nacherzählt von Gustav Schwab. Vom 11. Jahr an.
52. Die goldenen Träume. Ein Märchen von Isolde Kurz. Vom 12. Jahr an.
53. Das Zauberklavier u. a. Märchen von Heinrich Seidel. Vom 11. Jahr an.
54. Auf Leben und Tod. Zwei Tiergeschichten von Svend Fleuron. Vom 12. Jahr an.
- 55/56. Der Flieger von Hohenwang. Von Hans Ludwig Rojegger. Vom 16. Jahr an.
57. Aus Goethes Kindertagen. Dramatische Bilder von Betti Boehden. Vom 14. Jahr an.
- 58/59. Aus goldenen Gassen. Gedichten um deutsche Dichter von Ludwig Bäte. Vom 16. Jahr an.
60. Am Hummenstein. Von Peter Dörfler. Vom 10. Jahr an.
61. Wunderlande. Märchen von Eichendorff und Tied. Vom 12. Jahr an.
62. Selige Welt. Zwei Märchen von Novalis. Vom 13. Jahr an.

63. Sibirische Skizzen. Von Oskar Iden-Zeller und Egon Freiherr von Rapperr. B. 12. J. an.
64. Sagen aus dem Murgtale. Gesammelt von Theodor Humpert. Vom 10. Jahr an.
65. Das verlorene Kamel. Ein indischer Geschichtenkranz von Hermann Beythau. Vom 12. Jahr an.
66. Die Geister des gelben Flusses. Chinesische Volksmärchen. Uebers. v. Richard Wilhelm. 12. J.
67. Von Reh und Fuchs. Tier- und Jagdgeschichten von Hermann Böns. Vom 12. Jahr an.
- 68/69. Loher und Waller. Der alten Heldengeschichte nach erzählt v. Gotthold Alee. B. 11. Jahr an.
70. Adnig Nother. Dem alten Spielmannsliede nach erzählt v. Gotthold Alee. Vom 11. Jahr an.
71. Gottesfriede. Zwei Weihnachtsgeschichten von Selma Lagerlöf. Vom 13. Jahr an.
72. Kindheitstage. Erzählungen aus eigener Jugend von Selma Lagerlöf. Vom 13. Jahr an.
73. Aus Friz Reuters Silberberger Jahren. Geschichtl. Skizze von Wilhelm Schremmer. 15. Jahr.
74. Adnigsarbeit. Drei novellistische Skizzen aus dem Leben Friedrichs des Großen. Von Paul Schulze-Berghoff, Bruno Frank, Ernst Schubert. Vom 16. Jahr an.
- 75/76. Das Amulett. Von Konrad Ferdinand Meyer. Vom 15. Jahr an.
77. Die Regentruhe. Ein Märchen von Theodor Storm. Vom 11. Jahr an.
78. Nordische Volkslieder aus Schweden und Finnland mit ihren Weisen. Uebersetzt von Erich Spöhr und Hermann Gumbel. Vom 14. Jahr an.
79. Wir Försterskinder. Waldgeschichten von Walter Schwemer. Vom 12. Jahr an.
80. Der Pfarrer von Weinsperg. Erz. von Franz Freiherr von Gaudy. Vom 13. Jahr an.
81. Axtels Flucht. Aus den Lebenserinnerungen von Karl Schurz. Vom 13. Jahr an.
82. Der Märchentanz. Kurze Märchen von Grimm und Bechstein. Vom 8. Jahr an.
83. Altussische Heldengeschichten. Uebersetzt von Billi v. Baumgarten. Vom 11. Jahr an. 1. Teil.
84. Daselbe. 2. Teil.
85. Eisl, die seltsame Magd. Von Jeremias Gotthelf. Vom 13. Jahr an.
86. Romantische Sagen der Brüder Grimm. Vom 11. Jahr an.
87. Geschichtliche Sagen der Brüder Grimm. Vom 10. Jahr an.
88. Bilder und Gestalten aus der Mark Brandenburg. Von Willibald Alexis. 1. Teil.
89. Daselbe. 2. Teil. Beide vom 12. Jahr an.
- 91/92. Alt-Frankfurter Sagen. Neu erzählt von August Berleger. Vom 10. Jahr an.
93. Der arme Heinrich. N. d. Dicht. Hartmanns von Aue frei übertr. v. Bernhard Desf. 12. Jahr.
94. Weihnachten bei Theodor Storm. Eine Weihnachtserzählung und die schönsten Weihnachtsbriefe des Dichters. Vom 13. Jahr an.
95. Krambambull. — Die Spigin. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Vom 13. Jahr an.
96. Die Raismädel. Zwei Erzählungen von Helene Böhlau. Vom 13. Jahr an.
97. Der Richtungspunkt. — Der Narr. Zwei Kriegsnoellen von Detlev von Platenron. 13. Jahr.
98. Der Stern von Bethlehem. Ein Christgeburtsspiel von Friz Grebenstein. Mit alten Weihnachtsliedern und ihren Weisen. Vom 14. Jahr an.
99. Wege der Wallenden. Eine Auswahl religiöser Lyrik a. u. Zeit v. Dr. Agnes Geering. 16. Jahr.
100. Das Felsenbildnis. — Der liebe Gott zieht durch den Wald. Von Peter Rosegger. 12. J.
- 101/102. Ostafrikanische Jagdabenteuer. Von Robert Unterweiz, Bronsart von Schellendorf und Heinrich Fond. Vom 13. J. an.
103. Heitere Geschichten von Johann Peter Hebel. Vom 11. J. an.
104. Ernst Geschichten von Johann Peter Hebel. Vom 11. J. an.
105. Von Zeit und Ewigkeit. Märchen u. Legenden der Brüder Grimm, von Bechstein u. Volkmann-Leander. Vom 11. Jahr an.
106. Schloß Dürande. Von Joseph v. Eichendorff. Vom 14. Jahr an.
107. Der neue Paris. Ein Märchen von Goethe. Vom 13. Jahr an.
- 108/109. Königin Luise. Ein Lebensbild in Briefen u. Urkunden. Von Paul Samuleit. B. 13. J. an.
110. Zwerg Nase. Ein Märchen von Wilhelm Hauff. Vom 10. Jahr an.
- 111/112. Der Schelm von Bergen. Ein Spiel aus der Höhenstauferzeit von Wilhelm Dörffler. Für Jugendbühne vom 16. Jahr an, zum Klassenlesen vom 13. Jahr an.
113. Werner von Siemens. Aus seinen Lebenserinnerungen. Vom 13. Jahr an.
114. Das Werk des Grafen Zeppelin. Von Dr. Hugo Edener. Vom 13. Jahr an.
115. Immensee. Eine Novelle von Theodor Storm. Vom 16. Jahr an.
116. Kinderjahre einer Dichterin. Aus den Jugenderinnerungen der Marie von Ebner-Eschenbach. Mit zwei Bildnissen der Dichterin. Vom 14. Jahr an.
117. Friede auf Erden. — Der Dickopf u. das Peterlein. Von Ad. Schmitthenner. Vom 12. J. an.
118. Dornröslein. Romantisch-humoristisches Märchen in drei Aufzügen von Franz Vocci. Für Jugendbühne vom 13. Jahr an, zum Lesen vom 11. Jahr an.
119. Der blonde Esbert. — Die beiden Freunde. Von Ludwig Tieck. Vom 14. Jahr an.
120. Heinrich Pestalozzi. Ein Lebensbild aus sein. Schriften u. Briefen. Von S. Grupe. B. 13. J. an.
121. Rheingauer Deusch. Erzählg. a. d. Zeit des span. Erbfolgekrieges von W. S. Riehl. B. 14. J. an.
122. Ein Jugendleben im Dreißigjährigen Kriege. Nach dem abenteuerlichen Simplicissimus des Christophel Grimmelshausen, bearbeitet von Adolf Lehmann. Vom 11. Jahr an.
- 123/124. Hermann und Dorothea. Von Johann Wolfgang von Goethe. Vom 14. Jahr an.
125. Die Schlacht. Kämpfe an der Somme. Aus d. Kriegstageb. v. D. Ahrends. B. 13. J. an.
126. Peerte von Helgoland. Erzählung von Hans Hoffmann. Vom 13. Jahr an.

128. Goldschächerchen und andere Märchen von Rich. v. Volkmann-Leander. Vom 10. Jahr an.
129. Vom unsichtbaren Königreich u. andere Märchen von Rich. v. Volkmann-Leander. B. 12. J. an.
130. Eine Pilgerfahrt zu Beethovens. Von Rich. Wagner. Mit Nachwort von Dr. P. Bülow. 15. J. an.
131. Kleine Leute spielen Theater. Sieben fröhl. Spiele f. Kinder. Von Wilh. Vollenberg. B. 7. J.
132. Puffmader und Zuckerpüppchen. Ein Märchen von Alara Volkmann. Mit vielen Bildern von L. Richter. Vom 7. Jahr an.
133. Vom stillen Völk. Irische Eisenmärchen. Übertragen von den Brüdern Grimm. Vom 9. Jahr an.
134. Lustiger Spuk aus Alt-Irland. Irische Eisenmärchen. Übertragen von den Brüdern Grimm. Vom 9. Jahr an.
135. Pechvogel und Glückskind. Ein Spiel nach dem Märchen von Volkmann-Leander. Von Else Ute Ludewig. Vom 10. Jahr an, für Jugendbühne vom 14. Jahr an.
136. Abenteuerliche Schicksale eines deutschen Dichters. Von Joh. Gottfr. Seume. Vom 12. J. an.
137. Annerl, Hannerl und Sammerl. Ein Märchen von Ludw. Anzengruber. Vom 14. Jahr an.
138. Drei Volkserzählungen von Ludwig Anzengruber. Vom 13. Jahr an.
139. Von Müttern und ihrer Liebe. Aus den Lebenserinnerungen von Hilde Kurz und Helene Voigt-Diederichs. Vom 13. Jahr an.
140. Richard Wagner und sein Werk von Bayreuth. Aus Wagners Briefen u. Schriften, geschildert von Dr. Paul Bülow. Mit Bildnis Wagners von Karl Bauer. Vom 16. Jahr an.
141. Heimatlos im Vaterlande. Familienschicksal a. d. Zeit d. Reaktion. Von Claire v. Günter. Vom 13. Jahr an.
142. Nibelungenlieder. Neuhochdeutsch von Wilhelm Vortfeldt. Vom 11. Jahr an.
143. Narrenwurzeln. Zwei Schelmenspiele von Max Ittenbach. Vom 14. Jahr an.
144. Wer spielt mit? Kinderzungen und -spiele von Irma Schöllmeyer-Teddenburg. Vom 7. J. an.
145. Attila, Peter der Große. Zwei geschichtl. Erz. von August Strindberg. Vom 13. Jahr an.
146. Otoo, der Heide. Erzählung aus der Südsee von Jack London. Vom 11. Jahr an.
147. Der Coyote. Eine Gesch. a. d. Tierleben d. Prärie. Von Olaf Uslagsjon. Vom 11. Jahr an.
148. Dum, der Hund. Eine Erzählg. vom Mount Everest. Von A. A. Geisauer. Vom 11. J. an.
149. Märchen von Kindern und Tieren. Von Selma Lagerlöf. Vom 11. Jahr an.
150. Ein Weihnachtsgast und andere Erzählungen. Von Selma Lagerlöf. Vom 12. Jahr an.
151. Drei Erlebnisse d. Klein. Schwaben. Gesch. a. d. Banat v. Ad. Müller-Gutenbrunn. B. 12. J. an.
152. Frohe Kindheit. Drei Erzählgn. a. d. Steiermark v. Peter Kosegger u. Emil Eril. B. 11. J. an.
153. Lustige Märchen von Ludw. Bechstein. Mit viel. Bildern v. Ludw. Richter. Vom 9. J. an.
154. Jugendtage einer Deutsch-Balkan. Aus den Lebenserinnerungen von Monika Sunnus. Vom 14. Jahr an.
155. Ein Engel der Gefangenen. Von Mathilde Brede. Nach Eon Fogelsbergs Buch „Unter Gefangenen und Freien“ und einem Beitrag von Ingeborg Maria Sid, zusammengestellt von Else Liebermann. Vom 12. Jahr an.
156. Stranddorfgeschichten. Von Alfred Hartwig. Vom 13. Jahr an.
158. Mario bei den Waldtieren. Von Waldeemar Bonsels. Mit Zeichnungen von Gerda Luise Matthei-Schmidt. Vom 13. Jahr an.
159. Volkserzählungen. Von Leo Tolstoi. Vom 13. Jahr an.
160. Friedrich Ludwig Jahn. Ein Lebensbild n. zeitgenöss. Quellen v. Hans Schiller. B. 12. J. an.
161. Franz Schubert. Ein deutsches Musikerleben von Paul Bülow. Vom 14. Jahr an.
162. Der junge Wolfgang. Ein Jugenderlebn. a. Goethes „Dichtung u. Wahrheit“. Vom 14. J. an.
163. Schneesturm in Lappland. Von Ester Blenda-Nordström. Vom 12. Jahr an.
164. Auf der Jagd im Dschungel. Erlebnisse des Anders Dhan Gopal Mukerdschi. Vom 12. J. an.
165. Dreng, der Armensch. Eine Erzählung aus der Eiszeit. Von Joh. B. Jensen. Vom 11. J. an.
167. Aus dem dunkelsten Afrika. Zwei Kongonovellen von Jürgen Jürgensen. Vom 13. Jahr an.
168. Von deutsch-böhmischer Erde. Zwei Erzählungen von Hans Wähll. Vom 13. Jahr an.
- 176/177. Hans Kütt. Eine Geschichte für kleine Seeleute. Von Hans Brüggemann. Vom 8. Jahr an.
180. Südafrikanische Gestalten. Zwei Erzählungen von Hans Grimm. Vom 14. Jahr an.

Die Sammlung wird fortgesetzt.



929
HP Hunnius



Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.
Altenburg, Thür.

Bestell-Nr. 154